

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine Zweitveröffentlichung folgender Originalpublikation:

Anna-Katharina Szagun

Von Brüchen und Aufbrüchen

in: Horst. F. Rupp (Hg.), Lebensweg, religiöse Erziehung und Bildung. Religionspädagogik als Autobiographie, Band 4, S. 341–358

Würzburg: Königshausen & Neumann 2011

© Königshausen & Neumann 2011

Diese Zweitveröffentlichung wird im Einklang mit der Policy des Verlags Königshausen & Neumann publiziert: <https://verlag.koenigshausen-neumann.de/open-access/>

Ihr IxTheo-Team



Anna-Katharina Szagun

Von Brüchen und Aufbrüchen

Kurzbiographie

1940 in Breslau als zweites der sechs Kinder des Pastors WOLF-DIETRICH BERNDT und seiner Ehefrau URSULA, geb. JÄGER geboren, aufgewachsen in Südniedersachsen, Abitur 1959 in Northeim,
Studium der Medizin/Sozialwissenschaften an der Uni Göttingen 1959–1966,
1967–1973 „Familienpause“: Vier Söhne, eine Tochter,
1973–75 Lehramtsstudium an der Uni Göttingen,
1975 erstes, 1977 zweites Staatsexamen,
1974 Trennung, 1977 Scheidung,
1976–81 Lehrerin (OS) bzw. Konrektorin (GS) in Northeim,
1981–85 Wiss. Mitarbeiterin am FB Erziehungswissenschaften, Lehrgebiet Religionspädagogik, Uni Göttingen,
1983–86 Religionsunterricht an der Schule für Geistigbehinderte,
1985–86 Lehrerin an der Haupt- und Realschule Nörten-Hardenberg,
1986–1990 Wiss. Mitarbeiterin am FB Erziehungswissenschaften der Uni Hannover, Lehrgebiet Ev. Theologie und Religionspädagogik,
1991 Promotion zur Integrationsproblematik (s.u. Auswahlbibliographie),
1990–1996 Mitglied der EKD-Synode,
1991–92 Wiss. Assistentin am FB Erziehungswissenschaften der Uni Oldenburg, Lehrgebiet Ev. Theologie und Religionspädagogik,
1989–92 Bibliodrama-Ausbildung,
1991–94 Ausbildung im meditativen Tanz,
1992–2005 Professorin für Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock,
1996–98 Prorektorin für Studium und Lehre: Initiation der „Tage der Lehre“ = Angebote zur hochschuldidaktischen Qualifikation,
1998–2007 Beauftragte für Hochschuldidaktik an der Universität Rostock,
1999 Beginn der Rostocker Langzeitstudie zu Gotteskonzepten von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen,
ab 2008/09 Gottesdienst- und Konfirmandenarbeit in Lengeln

Wer sich mit Gedächtnisforschung befasst hat, weiß um die Problematik des Erinnerns: Es ist neuronal gesehen stets Neukonstruktion. Deshalb haftet dem Versuch einer narrativen autobiographischen Selbstvergewisserung notwendig der Geruch des Fiktionalen an. Gespiegelt werden kann nicht, wie es „wirklich“ war, sondern nur, wie episodische Spots aus der Rückschau zu einem Gewebe von roten Fäden verknüpft werden.

Erzählen geschieht in kommunikativen Zusammenhängen: Enkel möchten etwas aus der eigenen Kindheit oder der eines Elternteils hören. Oder es wird gefragt, warum man dies oder jenes jetzt tut oder früher getan hat. Impulse anderer lösen Erzählen aus. Dies soll sich im Aufbau des Beitrags spiegeln: Die Erzählstränge werden durch Fragen eingeleitet, die mir von Freund/innen, Studierenden oder auch Enkeln gestellt wurden.

Für eilige Leser/innen sei eine Miniatur vorangestellt, fokussiert auf den biographischen Hintergrund der Langzeitstudie Rostock.

Miniatur: Meine Biographie ist eine vielfältig gebrochene: Die Eltern sind beide Theologen und in ihren theologischen Positionen wie in der Frömmigkeitspraxis geprägt durch die Erfahrungen von Kirchenkampf (Vater aktiv bei der Bekennenden Kirche Breslau) und Krieg. Tages- bzw. Jahresverlauf sind von Gedankengut und Ausdrucksformen neulutherischer Frömmigkeit bestimmt. Zu den Pfarrhauselbstverständlichkeiten gehören neben einer betonten Gewissenserziehung tägliche Andachten vor dem Frühstück, Tisch- und Abendgebete, die regelmäßige Teilnahme an gottesdienstlichen Feiern. Die sonntäglichen Bachkantaten bzw. –motetten begleiten das Frühstück vor dem Gottesdienstbesuch. Dass in der Konfirmandenzeit neben 80 Chorälen (vornehmlich von LUTHER bzw. PAUL GERHARDT, alle Strophen), mehrere hundert Bibelverse sowie alle Hauptstücke des Kleinen Katechismus mit Erklärungen auswendig gelernt werden, ist ebenso selbstverständlich wie die Ganzlektüre mindestens eines Evangeliums und der sonntägliche Besuch von Gottesdienst und Christenlehre. Die Konfirmandenprüfung erscheint als erste Ängste auslösende Leistungsanforderung. Religiöse Fragen des Kindes werden von den Eltern zwar aufgenommen, aber dogmatisch „richtig“ im Sinne einer eng positionierten Auslegung der Bekenntnisschriften beantwortet: Außerhalb der „richtigen Lehre“ scheint es keine Möglichkeiten christlichen Glaubens zu geben (die Eltern schließen sich frühzeitig der Bewegung „Kein anderes Evangelium“ an). Das religiös wache Kind nimmt alle Impulse (Gottesbilder, Sprachformen usw.) in sich auf und verinnerlicht sie zu einem einerseits eine sichere Heimat vermittelnden, andererseits Gewissensängste, Selbstzweifel und Anpassungsdruck repräsentierenden Geflecht, welches Denkautonomie kaum zulässt. Dies widersprüchliche Gemisch steht nicht nur in Spannung zu tiefen religiösen Erfahrungen der Kindheit, sondern auch zum aufbrechenden Reflexionsvermögen, welches sich mit dem Existenzialismus wie mit dem modernen Weltbild auseinandersetzt. Die Einbindung in eine vom Neupietismus getragene übergemeindliche Jugendarbeit einerseits, die Entdeckung und Rezeption von BULTMANNs Urchristentum wie vom Tut-

zinger Gedichtkreis von MARIE-LUISE KASCHNITZ andererseits spiegeln die extremen Spannungen im Gottesbild und im Bibelverständnis. Diese Spannungen werden erst im Verlauf der mit einer tiefen Lebenskrise erfolgenden Psychoanalyse aufgearbeitet: Die Mitursächlichkeit des „dogmatisch vergitterten“



Gottesbildes für den Weg in die Krise wird entdeckt: Gottesbilder können mit dem Evangelium nicht vereinbare zerstörerische Wirkungen entfalten. Sie erlegen nicht nur Denkverbote auf, sondern beschneiden unter Umständen Menschen zentral in ihren Entfaltungsmöglichkeiten, verkrümmen sie und stabilisieren damit Unterdrückungsverhältnisse. Die Begegnung mit DOROTHEE SÖLLE – zunächst literarisch in „Phantasie und Gehorsam“, später auch in einer freundschaftlichen Beziehung – eröffnete neue Zugänge zur christlichen Tradition: Gott war neu zu denken. In der christlich-biblischen Tradition gibt es genug Schätze, die dazu anleiten, die Wirklichkeit Gottes neu zu buchstabieren. Zur persönlichen Neuformulierung des Glaubens gehörte auch, eine andere Sprache, andere Ausdrucksformen von Spiritualität zu finden und zu leben. Im Ringen um neue Perspektiven auf biblische Texte und die in ihnen verdichteten Gottesbilder wie im Suchen nach stimmigen Sprachspielen (Gott als tragenden Seinsgrund mit den persönlichen wie gesellschaftlichen Erfahrungen verknüpfend) war DOROTHEE SÖLLE die wichtigste Begleiterin. Sie half mir, mich neu im christlichen Glauben anzusiedeln.

Die schmerzhaften Erfahrungen mit in der Kindheit eingekapselten Gottesbildern, welche sich auf die Persönlichkeitsentwicklung wie die Lebensgestaltung zerstörerisch auswirkten und damit das befreiende Potenzial des christlich-biblischen Glaubens verstellten, sind treibende Kräfte für die Auswahl meines Forschungsgegenstandes wie auch für inhaltliche Zielsetzungen: Es geht darum, Kindern Raum zu geben für eigenes Denken. Ihre Gefühle und Gedanken bezüglich religiöser Fragestellungen – fokussiert auf die im Zentrum religiösen Denkens stehende Gottesfrage – sollen wertschätzend und akzeptierend auf- und ernstgenommen werden. Hinsichtlich dessen, was ein Kind mitbringt oder spekulativ im Dialog entwickelt, darf es keine Bewertungen im Sinne von „Falsch“ oder „Richtig“ geben: Dass ein Kind einem Erwachsenen anvertraut, was es denkt und fühlt bezüglich zentraler Glaubensfragen, ist ein Akt von Vertrauen und als solcher kostbar. Die wertschätzend offene Haltung des Erwachsenen ist so zwar die Bedingung der Möglichkeit konstruktiver theologischer

Gespräche mit Kindern, ergänzt werden muss diese Haltung jedoch – will man nicht in den Austausch von Gleichgültigkeiten abgleiten – durch klar erkennbare Positionierung, d.h. der Erwachsene bringt sich mit seiner theologischen Kompetenz und seinen Glaubenserfahrungen dort ein, wo dem Kind durch entsprechende Impulse bei Problembewältigungen (klärend, neue Perspektiven aufzeigend o.ä.) geholfen werden kann.

Hast du dein Leben, deine Karriere, geplant?

Als Kind, ja, da stand mir ein Zukunftsbild vor Augen. Mit Begeisterung hatte ich über die Erforschung fremder Kontinente gelesen. Und im Atlas der Großeltern fanden sich auf den Karten von Afrika noch weiße Flecken. Noch nicht alles war entdeckt? Wie wunderbar! Das würde mein Lebenswerk werden! Wie groß war die Enttäuschung, als ein neuer Atlas ins Haus kam, der für Afrika keine weißen Flecken mehr enthielt ...

Die Studienwahl fiel mir schwer. Gern wäre ich in die Fußstapfen meines Vaters getreten und Pfarrerin geworden. Aber 1959 gab es noch kein Pfarrernengesetz in der Landeskirche. Theologie zu studieren, um – wie die Mutter – eine theologisch gebildete Pfarrfrau abzugeben oder aber bei geringerem Gehalt in Randgebieten der Kirche eingesetzt zu werden, erschien mir würdelos. Mich reizten auch das Lehramt und die Medizin, letztere allerdings nur in der Funktion einer Missionsärztin in Afrika. Da beide Alternativen gleich reizvoll erschienen, warf ich schließlich einen Groschen hoch. Er fiel für Medizin. So begann ich das Medizinstudium in Göttingen. – Wie oft ich den Groschen hochwarf, weiß ich nicht mehr, vermutlich oft genug um zu spüren, wo das Herz stärker schlug. Missionsärztin in Afrika lag näher zum Kindheitstraum.

Weiterreichende Zukunftspläne machte ich später nicht mehr. Eher reagierte ich auf die jeweiligen Herausforderungen. Und daraus ergaben sich dann berufliche Konsequenzen bis hin zur Professur. Man kann es ‚Zufall‘ oder auch ‚Fügung‘ nennen. Weder die Rückkehr an die Hochschule aus dem Lehrerdasein, noch die Promotion oder gar die Bewerbung auf eine Professur, geschahen selbstinitiiert, sondern jeweils durch Impulse von außen. Erst nachdem mich alle drei Lehrende des Göttinger Lehrgebiets Religionspädagogik unabhängig voneinander aufgefordert hatten, mich auf die freigewordene Stelle zu bewerben, tat ich diesen Schritt. Nur auf Drängen von Freunden und am letzten Tag der Bewerbungsfrist reichte ich meine Papiere an der Theologischen Fakultät Rostock ein. Dass ich dann in Rostock die Pionieraufgabe des Aufbaus der Religionspädagogik in Mecklenburg übernehmen konnte, erlebte ich als eine ‚höhere‘ Berufung als die durch das Kultusministerium: mir war, als hätten die Umwege und Aktionsfelder des bisherigen Lebens nur zur Vorbereitung auf diese Pionieraufgabe gedient.

Ähnlich ging es mir mit dem Forschungsschwerpunkt (Langzeitstudie). Er wurde nicht bewusst gewählt, sondern fiel mir zu als Herausforderung, die mittels meiner speziellen Kompetenzen anzugehen war. Die erste Untersuchung erfolgte eigentlich, um die Lernvoraussetzungen der Kinder auszuloten, damit Unterrichtsplanungen mit Studierenden nicht in der Luft hingen. Die Faszination durch die ersten Untersuchungsergebnisse wurde dann zum Türöffner für das Gesamtprojekt.

Genauso ist es jetzt mit der Konfirmanden- und Gottesdienstarbeit in der Heimatgemeinde Lengeln: Krankheitsbedingter Ausfall und Vakanz warfen mir diese Herausforderung sozusagen vor die Füße. Und ich versuche – wie im Märchen von Frau Holle – die ‚rufenden Äpfel und Brote‘ nicht verkommen zu lassen. Das ist erfüllend, schenkt ‚Gold‘.

Insgesamt sehe ich den beruflichen Weg in erster Linie als Ergebnis segensreicher Fügungen an und erst nachrangig als Folge besonderer Leistungen.

Erzähl zu deiner Kindheit: Was war da prägend?

Mit dem ein Jahr älteren Bruder wuchs ich wie ein Zwilling auf. Der dreieinhalb Jahre jüngere Bruder war nur selten Bezugspartner. Die bedeutend jüngeren Schwestern kamen noch später als Gegenüber auf Augenhöhe in den Blick. Gespielt habe ich meist mit dem älteren Bruder und Nachbarskindern, mehrheitlich Jungs. Mein älterer Bruder und ich ergänzten uns: Was ihm schwer fiel (z.B. Rechtschreibung), fiel mir leicht und umgekehrt. Er hatte technisches Geschick, was mir fehlt. Wir halfen einander aus mit unseren jeweiligen Stärken. Bis zum Abitur wurden größere Aktionen (Wildbeobachtungen vom Hochsitz aus, Ferienreisen, Konzertbesuche, Tanzveranstaltungen) miteinander unternommen. Obwohl ich ein Mädchengymnasium besuchte, gehörte ich nie zu Mädchencliquen. Die Zweisamkeit mit dem Bruder ist vermutlich Grund dafür, dass kollegialer Umgang mit Männern mir eher unkompliziert erscheint.

Mutter ließ uns viel Freiheit. Sie vertraute darauf, dass wir Gefahren einschätzen und verantwortlich handeln würden. Vor dem Beobachtungsdruck auf Pfarrerskinder versuchte sie uns zu schützen. „Lass dich vom Gerede der Leute nicht beirren. Du musst im Tun und Lassen vor dir selbst gerade stehen können.“ Das war ihr Grundsatz. Nie habe ich erlebt, dass ich aus Rücksicht auf mögliches Tuscheln im Dorf zu irgendetwas gedrängt worden wäre. – Die Familie wurde wesentlich aus dem Garten ernährt, dazu gab es Ziegen, Hühner und ein Schwein. Wir Kinder wurden in Garten und Haus zur Hilfe herangezogen. Zu behaupten, ich hätte diese Pflichten gern erfüllt, wäre gelogen. Manche Aufgaben waren lästig, etwa Korn zu hacken oder in der Hitze Heu zu wenden. Anderes war eklig, z.B. den Hühnerstall auszumisten. Backen machte eher Freude, auch gemeinsames Kartoffelroden oder Heu und Korn einzufahren mit dem Pferdewagen. Stolz tranken wir hinterher das nur zu diesem Anlass gespen-

dete Malzbier. Vater beteiligte sich kaum an Garten- und Feldarbeit. Aber er stand jeden Montag – seinem einzigen freien Tag – Mutter in der Waschküche bei, die Unmengen von Schmutzwäsche mittels Kessel, Waschbrett und Zinkbadewanne zu bewältigen. Jungs und Mädchen wurden in gleicher Weise zu Arbeiten herangezogen. Dem älteren Bruder kam die Sonderrolle zu, technische Probleme zu lösen, weil Vater kein Geschick dazu hatte. Die größte Last lag bei Mutter, die trotzdem stets ansprechbar war, wenn man Hilfe bei Hausaufgaben brauchte. Notfalls las sie bei Nacht den philosophischen Aufsatz, den man nicht verstanden hatte, und erklärte einem die fraglichen Passagen beim Frühstück. Es war – alles in allem – eine vielfältig anregende Kindheit in einer Großfamilie, bei der es materiell karg zugeht, die aber immer offen für Gäste war.

Vater – Leiter der Stadtmission in Breslau – wurde gleich nach meiner Geburt an die Ostfront abkommandiert. Zwischendurch gab es nur einen kurzen Heimaturlaub. So wuchs ich die ersten Jahre vaterlos auf. Mutter hielt Vaters Bild aber über Briefe und Photos lebendig. Und das durch keine Realität relativierte Vaterbild entfaltete große Macht in mir. Der ferne Vater war Projektionsfläche meiner Phantasien. Daran, dass ich mich je im Spiel mit der Mutter identifiziert hätte, kann ich mich nicht erinnern, wohl aber an entsprechende Vorgänge bezüglich des Vaters. So ging ich allabendlich mit einem Holzgewehr zu Bett, weil ich an Vaters Stelle Mutter schützen wollte. Vierjährig mit dem „echten“ kriegsverletzt heimkommenden Vater konfrontiert, kränkte ich – offenbar die Diskrepanz zwischen dem gloriosen Bild und der elenden Realgestalt sofort erfassend – den kranken Mann erst einmal mit spontaner Ablehnung: Mein Vater sei der Mann auf dem Photo (in Uniform und mit wunderschönem Pferd), nicht er. Diese Ablehnung muss bitter für ihn gewesen sein. Seine Zuneigung im täglichen Miteinander zu zeigen, fiel ihm schwer. Aber das Büchlein, das er mir zum fünften Geburtstag schenkte – selbst gefertigt aus alten Postkarten und dazu geschriebenen Gedichten – ist ein sprechendes Zeugnis seiner Zugewandtheit.

Während Vaters Dienst an der Ostfront lebten wir zeitweise – und ab Weihnachten 1943 durchgehend – im Haus der Großeltern mütterlicherseits in Uslar, wo mein Großvater seit 1906 als Pfarrer wirkte. Dort erlebten wir das Kriegsende. Die Stadtväter hatten den anrückenden Amerikanern – ein heute lächerlich anmutender Akt – Widerstand entgegengesetzt: Die Bahnbrücke wurde gesprengt, Geschütze aufgefahren, um eine Besetzung zu verhindern. Während Vater und Großvater in Uslar zurückblieben, versteckten sich Frauen und Kinder – die Kleinsten im Bollerwagen – einen Tag und eine Nacht lang in den Wäldern. Wir hörten den Geschützdonner, kauerten zur Nacht irgendwo in Büschen. Im Morgengrauen verebbte das Schießen. Wir fanden eine von polnischen Zwangsarbeitern verlassene Baracke. Es gab einen Ofen, Topf und Reis hatten wir dabei. Die Tante wagte sich ins nahegelegene Dorf und kam mit Milch zurück: Milchreis für uns Flüchtlinge! Noch heute hat Milchreis für mich den Geschmack von Entspannung und Frieden. Wir warteten bis gegen Abend. Da es

ruhig blieb, kehrten wir zurück. Das Städtchen war von Militär umstellt. Man wollte uns nicht hineinlassen. Vater und Großvater – beide mit wehendem Talar als ‚Amts-Ausweis‘ gegenüber den Amis – wirkten in der Stadt beruhigend auf die Bevölkerung ein. Sie holten uns schließlich von der Stadtgrenze ab. In den Folgewochen gab es heimliche nächtliche Besucher. Warum? Die Todesstrafe drohte allen, die ihre Waffen nicht sofort abgaben. Wer dieser Aufforderung nicht gefolgt war, brachte die Waffen nun heimlich ins Pfarrhaus mit der Bitte, sie der Besatzung zu übergeben. Vater und Großvater übernahmen diese heikle Mission: Es brauchte viel Standfestigkeit gegenüber den Besatzern, diese von der Geltung des Beichtgeheimnisses auch für solch eine Sachlage zu überzeugen.

Nach Kriegsende lebten im Pfarrhaus neben Urgroßmutter, Großeltern und der Kernfamilie noch Tanten, ein Onkel mit Familie und weitere Flüchtlinge. Für Angehörige aus dem Osten war Uslar die zentrale Anlaufstelle, ehe sich irgendwo eine neue Bleibe fand. Das Essen war sehr knapp: Ich erinnere Zeiten, in denen es nur sonntags (Mais-)Brot gab, unter der Woche morgens Pferdebohnenuppe und abends wechselnd einen Haferbrei (mit Spelzen) bzw. Roggenbrei, beide mit Wasser gekocht und mit ein wenig Milch und Zucker verfeinert. Der Fehlernährung wegen hatten wir zeitweise am ganzen Körper schmerzende Furunkel. Man ging Rüben oder Ähren lesen, sammelte Bucheckern, kochte Sirup. Manchmal gab es Zuwendungen von Bauern aus der Gemeinde. Aber das waren Tropfen auf den heißen Stein bei der Vielzahl von Essern. Dem generellen Mangel zufolge freute man sich über jede Kleinigkeit. Die einzige Weihnachtsgabe 1946, ein aus Stoffresten genähter faustgroßer Ball, verbreitete wochenlang Hochstimmung. Und die Apfelsine, die Weihnachten von der Großfamilie geteilt wurde – ein winziges Stück für jeden – schmeckte natürlich großartig, obwohl sie bitter war, was wir aus Mangel an Vergleichsmöglichkeiten aber nicht wahrnahmen.

1945 war nicht eingeschult worden. Daraus ergab sich für 1946 ein Übergang. Daher wurde nur eingeschult, wer bis zum 1. April sechs Jahre alt war. Monatlang hatte ich mich schon auf die Schule gefreut, der Ranzen stand bereit. Und nun sollte nichts daraus werden, weil ich erst im Mai sechs wurde. Damit fand ich mich nicht ab. Täglich musste mir der Bruder erzählen, was in der Schule dran war. Und täglich füllte ich meine Tafel mit Hausaufgaben. Schließlich überredete ich den Bruder, die Lehrerin zu fragen, ob ich nicht wenigstens mal zu Besuch mit in die Schule kommen dürfte. Mein Bruder fragte. Und das großherzige ‚Fräulein‘ – sie hatte bereits 83 Kinder in ihrer ersten Klasse – erlaubte es, nicht ahnend, was sie sich damit einhandelte. Denn von diesem Tag an kam ich täglich zu Besuch. Angesichts heutiger Verrechtlichung aller Lebensbezüge überrascht es, dass ein Kind sich damals – ohne Registrierung, unversichert – den Schulbesuch ermogeln konnte: Die Schultüte wurde von Oma zum Abitur nachgereicht.

Als ich sechsjährig die Masern bekam, konnte ich vor Schwäche nicht mehr laufen. Mühsam wurde ich aufgepäppelt, siebenjährig zur Kräftigung ins Kinder-

heim geschickt. Vater verteilte zwar Care-Pakete in der Gemeinde. Aber – ‚preußisch‘, wie er war – fiel für die eigene Familie nichts davon ab. Die Schulspeisung war manchmal die einzig substantielle Mahlzeit des Tages. Äußerlich gesehen herrschte sicher Mangel: Wir gingen z.B. von April bis Oktober barfuß in die Schule. Und als wir in einem Winter nur Holzsandalen besaßen, mussten wir zu Hause bleiben, wenn Lederriemen gerissen waren. Kulturell war es aber eine reiche Kindheit: Altmaterialien regten uns zu immer neuen Konstruktionen an, uns wurde erzählt und vorgelesen, wir sangen und spielten Instrumente, bauten Buden, übten für Zirkus- und Theateraufführungen, die rege besucht wurden. Wir hatten Entfaltungsräume und bekamen viel Aufmerksamkeit geschenkt.

Haben dich die Mangelerfahrungen bleibend beeinflusst?

Ja, zentral: Es fällt mir schwer, etwas wegzuerwerfen, – bei Nahrungsmitteln geht das schon gar nicht. Aber auch sonst sehe ich meist irgendeine kreative Weiterverwendung vor mir: Aus Altem etwas Neues zu machen, erlebe ich als freudvoll, während mich Shopping-Gänge langweilen. Mein Lebensstil – ob in Kleidung, Wohnung, Essen oder Urlaubsgestaltung – ist schlicht. Damit geht es mir besser als mit Luxus. In durchgestylten Wohnungen – ob antik oder modern – fühle ich mich unwohl. Lieber esse ich ein Käsebrot unter einem Baum als in einem Nobelhotel am Büffet zu stehen. Die vier Afrika-Reisen, bei denen ich z.T. in Hütten schlief, in denen eine Matratze und ein durch den Raum gespannter Bindfaden das einzige ‚Möbiliar‘ bildeten und wo manchmal das Frühstück nur aus einer Süßkartoffel bestand, empfand ich als ‚stimmiger‘ als das Ambiente einer Studiosus-Reise. Lebensqualität hängt für mich nicht an materiellen Gütern, das habe ich aus der Mangelzeit mitgenommen. Und das erlebe ich als ein Stück Freiheit – auch z.T. als schmerzende Distanz – gegenüber unserer Wohlstandsgesellschaft.

Dein religiöser Hintergrund fehlt noch fast ganz ...

1946 hatte mein Vater die aus 7 Dörfern bestehende Gemeinde des Schwiegervaters übernommen. Die Erfahrungen mit Kirchgängen, bei denen man zu Füßen des Vaters oder Großvaters saß, verschwimmen miteinander. Ich erinnere Gefühle der Teilhabe an einem erhabenen Geschehen. Die alten Räume und die barocke Kirchenmusik sprachen zu mir: Kriegsbedingt war ein begabter Kirchenmusiker bei uns tätig; Theaterszenen und Lyrik wurden in Gottesdienste einbezogen: Gottesdienstraum und –geschehen waren sehr positiv für mich besetzt.

Als ich sieben Jahre alt war, starben innerhalb von acht Tagen zwei nahe Menschen in unserem Haus, Urgroßmutter und Großvater. Wir Kinder durften

von den im Haus aufgebahrten Toten Abschied nehmen: Sie wirkten – umrahmt von Blumen und Kerzen – schön und friedlich. Sie noch einmal zu streicheln, waren sehr bewegende Momente.

Die Kindergebete morgens und abends kann ich noch auswendig, ebenso die Tischgebete, die oft durch Gesang ersetzt oder ergänzt wurden („Was nah ist und was ferne ... Alle gute Gabe ...“). Die täglichen Morgenandachten haben nachhaltig gewirkt. Da wir gewaschen und gekämmt zur Andacht erscheinen mussten, verging aus Sicht eines hungrigen Kindes schon endlose Zeit, bis die Andacht anfang. Erst kam ein Gesangbuchlied, dann eine Schriftlesung (ob auch eine Textauslegung, erinnere ich nicht), nach weiterem Liedvers LUTHERS Morgensegen. Danach gab es – endlich!!! – etwas zu essen: Die Nähe von LUTHERS Morgensegen zur ersehnten Stärkung des Leibes ist vermutlich der Grund dafür, dass diese Worte in mir heute noch warme Gefühle aufsteigen lassen, während ich nie Freude an Andachten bei leerem Magen entwickelte und mich noch heute gern im Bademantel zum Frühstück setze.

Die Uslarer Gemeinde hatte den Vater gesundheitlich zusammenbrechen lassen: März 1951 übernahm er eine kleinere Gemeinde im Vorharz. Die Familie zog in ein Pfarrhaus ohne Badezimmer und Heizung, – nur zwei Öfen funktionierten so, dass die Räume warm wurden. Der Bus fuhr eine Stunde bis Northeim, wo wir fortan das Gymnasium besuchten. Der beruflichen Entlastung des Vaters zuliebe übernahm meine Mutter die bereits geschilderte Überlast von Haus- und Gartenwirtschaft. Die erste Großanschaffung der Familie waren Gummistiefel für alle, weil man im Matsch der ungepflasterten Straßen zu versinken drohte. Hinter der Wiese am Pfarrhaus floss ein Bach: Welch wunderbare Herausforderung! Der Schneeschmelze wegen gab es gerade Hochwasser. Und ich hatte nichts Eiligeres zu tun als mit einem Nachbarskind heimlich die Zinkbadewanne zu entführen, um auf dem Bach Kahn zu fahren. Wir schafften es auch, die Wanne im reißenden Wasser zu besteigen, kippten aber nach drei Metern schon um und landeten im eiskalten Wasser, aus dem wir uns und die Wanne nur mit Mühe bargen. Meine Mutter trug derartige Vorfälle mit Gelassenheit. Aber die Kleider des Nachbarskindes mussten schnellstmöglich und unauffällig getrocknet werden, weil es sonst häuslich wohl eine „saftige Abreibung“ gegeben hätte.

Seit unsrer Übersiedlung nach Düderode pendelte die Großmutter mütterlicherseits zwischen unserem Wohnort und Uslar. Oma Jäger, klein, rundlich, immer mit weißer Bluse und dunklem Rock gekleidet, war der Inbegriff von Nähe, Geborgenheit, Wärme: Was immer man ausgefressen hatte, bei ihr konnte man es loswerden. Wenn man sich bei ihr ausgeweint hatte, drückte sie den/die Übeltäter, machte Vorschläge zur Wiedergutmachung und verteilte Schokoladenplätzchen. Unerschütterlich hielt sie zu denen, die versagt hatten. Wenn ich mir überhaupt Gott als Person vorstelle, dann sicher im Bild dieser Großmutter.

Gott war in meinem Erleben etwas bildlos Großes, mit dem ich mich in mystischen Erfahrungen (etwa allein unter einem Sternenhimmel) verbunden

fühlte. Solche Momente behielt ich ganz für mich. Mir war klar, dass einem Gott begegnen konnte zu besonderen Zeiten oder auch an besonderen Orten. Der dunkle kleine Eingangsraum unsrer mehr als tausendjährigen Kirche war so ein Ort. Wenn ich allein dort war (und als Pfarrerskind wusste man, wo der Kirchenschlüssel hing), verbeugte ich mich beim Betreten des Raumes und verharnte darin in stillem Austausch. Es war eine Art ‚heiliger Boden‘ für mich. Über den Gott des Denkens, die begriffliche Seite, geriet ich im Jugendalter zunehmend in Dissens zu meinem Umfeld.

Vater versuchte, uns Konfirmanden mittels kirchengeschichtlicher Beispiele und Erzählen den christlichen Glauben eindrücklich nahe zu bringen. Zeitty-pisch nahm auch das Memorieren breiten Raum ein. Fast immer, wenn ein Kind beim Aufsagen stockte, nahm Vater mich dran zur Fortsetzung. Davon erzählten die Mitkonfirmand/innen – mich bedauernd – noch bei der Goldenen Konfirmation. Mich erstaunt heute, dass ich Vater nie gram war deswegen. Es schien mir ‚normal‘, dass er von mir mehr forderte als von anderen Kindern.

Konfirmanden hatten im Jahr zuvor beim Gang um den Altar mit der Hostie Unfug getrieben: Dieser – mir unbekannte – Vorfall war wohl ursächlich dafür, dass uns mein Vater einschärfte, man könne – wenn man unwürdig zum ‚Tisch des Herrn‘ gehe – ‚sich auch selbst zum Gericht‘ essen und trinken. Dies ließ mich grübeln: Durch welche Sünde könnte ich unwürdig werden? Mir fiel nichts Besseres ein, als dass ich unter dem Empfangen der Sakramente statt an heilige Dinge an Bratkartoffeln denken könnte. Also musste der Gedanke an Bratkartoffeln unbedingt vermieden werden. Niemanden wird es wundern, dass durch dies strikte Vermeidungsgebot Abendmahlssempfang und Bratkartoffelgedanken stabil gekoppelt wurden.

Schon zur Konfirmandenzeit stritt ich mit Vater über Glaubensaussagen, z.B. die Prädestinationslehre, die mir unvereinbar erschien mit der Aussage, Gott habe dem Menschen den freien Willen geschenkt. Wir fanden in dieser und in anderen Fragen nie zum Konsens. Dass sich eins seiner Kinder in religiöse Fragestellungen verbiss, freute den Vater sicher. Dass sich die Tochter aber von seinen ‚richtigen Lehraussagen‘ nicht überzeugen ließ, war ihm eine Wunde, die später zu einer weitgehenden Distanzierung in Glaubensfragen führte. – Als ich siebzehnjährig BULTMANNs Urchristentum verschlang und – begeistert von den mich befreienden Entdeckungen – bei einer Kaffeerunde des Kirchenvorstands davon zu berichten anfang, wurde ich schleunigst des Raumes verwiesen.

Nach der Konfirmation begann ich – selbstmotiviert – im Kindergottesdienst, der Jungschar und Jugendgruppe mitzuwirken. Es machte mich stolz, in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Als ich 15 Jahre alt war, übertrug mir mein Vater die Verantwortung für diese Gruppen ganz. Diese Jahre eigenverantwortlicher Jugendarbeit haben m.E. hinsichtlich der für den Lehrerberuf notwendigen Kompetenzen mehr gebracht als das spätere Lehramtsstudium. Als Mitglied des Jugendparlaments auch die überregionale Jugendarbeit mit zu gestalten und beim

Ökumenischen Weltjugendtreffen in Lausanne 1961 die Hannoversche Landeskirche zu vertreten, weiteten den Blick und stärkten das Selbstbewusstsein.

Mein Vater – sensibilisiert durch die Katastrophe des Naziregimes – nahm regen Anteil am politischen Geschehen: Oft hörten wir gemeinsam Rundfunkübertragungen der Bundestagssitzungen und diskutierten die politische Wetterlage. Vater war überzeugter CDU-Anhänger. Dass seine Kinder später alle anderen Parteien zuneigten, hat er nie verwunden, ebenso wenig wie er akzeptieren konnte, dass sich keins seiner Kinder in seiner religiösen Heimat, dem Neuluthertum, ansiedeln mochte.

Wie ging es dir mit der Frauenrolle?

Damit hatte ich von klein auf Schwierigkeiten, was sicher mit den ungelösten Problemen zusammenhing, die schon meine Mutter damit hatte. Dabei schienen die Voraussetzungen ideal: Beide Großmütter durchliefen bereits die Höhere Schule und eine Berufsausbildung, waren infolge ihrer Heirat aber nie berufstätig. Beide Großväter setzten sich für die gleichwertige Bildung von Mädchen ein. Der Großvater mütterlicherseits unterrichtete seine Töchter ab Grundschulalter in alten Sprachen. Beim Jungengymnasium – ein Mädchengymnasium gab es nicht in erreichbarer Nähe – erreichte er, dass die Töchter ab Untertertia aufgenommen wurden. Meine Mutter machte so 1930 als erstes Mädchen am Corvinianum Abitur. Alle alten Sprachen schon in der Tasche begann sie – eine ‚Vater-tochter‘ – das Theologiestudium mit dem Berufsziel einer Wissenschaftlichen Bibliothekarin. Im Studium lernte sie meinen Vater kennen. Man verlobte sich. Vor die Wahl gestellt, entweder den Abschluss des Studiums oder eine Aussteuer finanziert zu bekommen, entschied sie sich (nach acht sprachfreien Semestern und der Aussicht auf ein Promotionsthema!) für die Aussteuer. War sie bisher dem ‚männlichen‘ Lebensentwurf gefolgt, so lebte sie nun radikal den weiblichen: Sie sah sich ausschließlich als Gattin und Mutter, ging darin auf und verteidigte bis ins hohe Alter diesen Entwurf als den einzig christlich verantwortbaren. Für andere zu leben sei Frauenpflicht. Niemals pflegte sie eigene Interessen oder Freundschaften. Alles (einschließlich ihrer theologischen Kompetenz) stand im Dienst von Familie und Ehemann, der ihr bis ins hohe Alter durch Liebesgedichte für ihre Unterstützung dankte. Nicht der Vater, sondern die Mutter transportierte familiär das Patriarchat: Bis ins hohe Alter beklagte sich die Mutter, dass der Himmel ihr vier Töchter, aber nur zwei Söhne gegeben habe.

Das Vorbild einer das weibliche Geschlecht entwertenden und nichts Eigenes entfaltenden Mutter war stark: Aber es machte die Frauenrolle nicht attraktiv: Vehement sträubte ich mich gegen alles, was mit der Frauenrolle zusammenzuhängen schien: Puppen spielen, in der Küche mitwirken oder handarbeiten? Bloß nicht! Indianer spielen, davon träumen, Afrika zu entdecken, die Hosen der Brüder tragen, sich spielend in Männerrollen zu begeben, war viel attraktiver.

Nie interessierten mich Kleider, Schmuck, Make-up oder weibliche Stars, nie wollte ich Prinzessin werden. Aber über Jahre identifizierte ich mich mit Unkas, dem letzten Mohikaner, übte stundenlang Bogenschießen, Messer- und Lanzenwerfen und stand alle Härte-tests durch für die Aufnahme als Mädchen in einen Jungs-Stamm. Der größte Kummer meiner Kindheit war, als Mädchen geboren zu sein. Mutter akzeptierte meine jungenspezifischen Interessen, weil sie selbst als Kind als „wilde Nudel“ gegolten hatte.

War im Grundschulalter das ‚falsche Geschlecht‘ noch zu überspielen, so zerbrach dies mit der Pubertät: Was hätte ich darum gegeben, keine oder wenigstens unterentwickelte weibliche Formen zu bekommen. Aber die Natur gab mir eine nicht zu übersehende Oberweite ... ich musste mich damit abfinden, eine Frau zu werden. Wenn Frau, dann aber mit gleichen Möglichkeiten! Genau das, wo Mädchen nicht vorkamen, forderte mich heraus. Man wollte kein Mädchen im Posaunenchor. Das ließ mich heimlich umso heftiger üben. Der Einstieg gelang. Beim Bläsertreffen in Nienburg 1955 war ich das einzige Mädchen unter mehr als 1000 Bläsern.

Diese Linie setzte sich fort: 1961 war ich die erste Frau im AStA der Universität Göttingen, wurde in den 80ern als erste Frau Vorsitzende des ANR (und später des AfR) und 1996 die erste Prorektorin der seit 1419 bestehenden Universität Rostock. Dass ich auch in der Theologischen Fakultät Rostock die einzige Professorin war, war fast schon ‚normal‘. Als einziger Frau in einer Männerwelt fehlen einem weibliche Vorbilder für die Amtsausfüllung. Das bedeutet Freiheit, aber auch Unsicherheit hinsichtlich der Angemessenheit eigener Entscheidungen. Das größere Problem ist aber, dass das Umfeld (auch oder gerade das weibliche) sich schwer tut, eine Frau in einer Führungsrolle zu akzeptieren. Symptomatisch: die Dekanatssekretärin sprach die Kollegen mit „Herr Professor“ an, mich aber mit Namen. Geschirr wurde nach Sitzungen auch nur für die Herren gespült ... Der Unsitte, Frauen ihren Titel wegzunehmen, wo man ihn bei Männern benutzt, muss noch heute gewehrt werden.

Mein Vater setzte sich für die Frauenordination ein, was ihm viel Kritik seitens seiner Kollegen einbrachte. Gezielt lud er Vikarinnen o.ä. ein, an Gottesdiensten predigend mitzuwirken, um die Gemeinde daran zu gewöhnen. Als Vater wegen Gallenkoliken zu Weihnachten ausfiel und keine Vertretung gefunden wurde, übernahm ich (noch vor dem Abitur) mit seinem Einverständnis die Festgottesdienste. Mutter übertrug mir die Ansprachen beim Weltgebetstag der Frauen. Sollte ich stellvertretend die Rolle ausfüllen, die ihr vor der Seele gestanden hatte? Ihre Anteilnahme an meinem beruflichen Wirken an der Theologischen Fakultät Rostock stärkt diese Vermutung.

Wie stark geschlechtsspezifische Vor-Bilder beeinflussen, ist an meinen Veränderungen nach der (viel zu frühen) Verlobung und Heirat abzulesen. Ohne wirklich wahrzunehmen, was geschah, rutschte ich zunehmend in vorher vehement abgelehnte Rollen. Erst erfolgte ein Studienwechsel, weil der Verlobte nicht mit nach Afrika gehen wollte. Die Kombination seines Fachs (Theologie)

mit meinem neuen (Sozialwissenschaften) schien im Sozialpfarramt möglich. Mit der Geburt des ersten Kindes kamen dann alle Zumutungen der traditionellen Mutterrolle auf mich zu: 24 Stunden täglich für ein Kind da zu sein, für Küche, Wäsche usw. Zwar besuchte ich daneben Seminare, aber wie ich es managte, dort präsent zu sein bzw. die nötigen Leistungsnachweise zu erbringen, war allein ‚mein Ding‘; ich saß in der Falle der Rollenzuschreibungen, unfähig, mich nachhaltig gegen die damit verbundenen Zumutungen zu wehren.

In der Herkunftsfamilie meines Mannes galt unhinterfragt das traditionelle Frauenbild. Und die mir von meiner Mutter vorgelebte Frauenrolle tat ihr übriges. Die Ehe ging zu Bruch an der Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem. Das damalige Frauenbild meines Mannes und das von mir angestrebte Bild einer ihre Fähigkeiten entfaltenden selbstständigen Frau waren nicht kompatibel. Die mir zugedachte traditionelle Frauenrolle übernahm ich zwar zunächst, konnte sie aber nicht auf Dauer leben: In diesem ‚Käfig‘ drohte ich zu ersticken. Nach krisengescheutelten Jahren zerbrach die Partnerschaft: Die Flucht nach vorn wurde gewagt: Aber sich als Alleinerziehende mit fünf Kindern auf den Weg zu machen, hatte das überhaupt Zukunftschancen? Ohne eigenes Einkommen würde ich zum Sozialfall werden. Aber familienkompatibel musste der Beruf sein. Also das Lehramt anstreben! Vermutlich gab es damals kaum Menschen, die glaubten, aus meinem Neuaufbruch könne etwas Gedeihliches entstehen. Und doch war es so. Nach dem ‚Befreiungsschlag‘ der Trennung schienen sich die Dinge wie von selbst positiv zu entwickeln. Vielerlei ‚Engel‘ stellten sich ein: Die Schwester der Mutter unterstützte mich dauerhaft bei Haushalt und Kinderbetreuung. Es fand sich ein Hauswirt, der mir gerade wegen der Kinder eine Wohnung anbot: Für die fortgezogenen Enkel der alten Hauswirtin sollten ‚Ersatzenkel‘ ins Haus kommen. Jemand wollte sein nicht mehr gebrauchtes Auto an eine bedürftige Person abgeben. Es fanden sich Menschen, die Betten o.ä. spendeten, beim Tapezieren halfen, den Umzug managten oder auch zeitweise die Kindergartenkosten übernahmen. Mit einem Psychoanalytiker konnte die Biographie durchgearbeitet werden. Und der Himmel schenkte genug Kraft, in kürzester Frist ein Lehramtsstudium durchzuziehen. Unter Anrechnung früherer Studienleistungen schloss ich innerhalb von nur vier Semestern erfolgreich ab. Von meinem Jahrgang wurden nur 7% der Absolventen in den Schuldienst übernommen. Und ich war eine dieser Glücklichen infolge des sehr guten Abschlusses. Gleich im Jahr darauf legte ich nach verkürzter Probezeit mein zweites Staatsexamen ab. Der Einstieg ins Berufsleben war geschafft, mit der Verbeamtung finanzielle Sicherheit gegeben.

Dieser Erfolg spornte an. Meine Ehejahre hatten das Erproben eigener Möglichkeiten verhindert. Dies war nachzuholen. Das Interesse am pädagogischen Experiment hält bis heute an: Das komplexe Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren bei unterschiedlichen Adressatenschaften zu erkunden, es reizte mich damals und tut dies heute. Die Konfirmanden- und Gottesdienstarbeit ist gegenwärtig das Feld der Herausforderungen.

Fünffache Mutter und Wissenschaftsbetrieb – verträgt sich das?

Nur bedingt. Die vielfältigen Anforderungen zu bewältigen war nur möglich um den Preis äußerster Selbstdisziplin mit Ausschöpfen aller Zeitfenster: Kindergarten- oder Schlafenszeiten der Kinder, ihre Wochenenden beim Vater, alles wurde für Aufgabenbewältigungen genutzt, selbst die Warteminuten auf dem Zahnarztstuhl. Theater, Konzerte oder Lektüre „einfach nur so“ waren auf Jahre ‚nicht drin‘. Und ohne die Unterstützung der Tante unter der Woche wären vermutlich weder Prädikatsexamen noch wissenschaftliche Qualifikation möglich gewesen. Diesem ‚Engel‘ meiner Aufbruchsjahre verdanke ich sehr viel.

Die Lebenswirklichkeit einer kinderreichen Mutter hat in jedem Fall meinen Zugang zu wissenschaftlichen Theorien entscheidend geprägt. Wer etwa in der Uni Theorien aufnimmt zur Entwicklungspsychologie und dann mit der eigenen Kinderschar (und oft noch deren Freunden) die Nachmittage und Abende verbringt, hat zwar wenig Möglichkeit, sich durch Literaturberge durchzuarbeiten, aber reichlich Gelegenheit, durch private ‚Replikationsstudien‘ zu erkunden, ob und inwieweit Ergebnisse früherer Studien auch heute noch – trotz sozioökonomischer und –kultureller Veränderungen – Geltung beanspruchen können. Solche privaten Replikationsstudien habe ich intensiv betrieben, vor allem zu PIAGET (Denkentwicklung und moralisches Urteil): Es zeigten sich gravierende Unterschiede zu den in wissenschaftlicher Literatur vermittelten Ergebnissen. Dies ist angesichts der grundlegenden Veränderungen von Kindheit eigentlich nicht verwunderlich. Es wurde aber in den 70ern – mindestens in meinem universitären Umfeld – nicht diskutiert. Ähnliche erstaunliche Diskrepanzen fand ich bei der Überprüfung des Todesverständnisses bei Kindern. Auch die Vielfalt von Ergebnissen zur gleichen Fragestellung je nach gewählter Erhebungsmethodik beschäftigte mich: Perspektivübernahme war Vierjährigen z.B. bei abstraktem Design nicht möglich. Sowie das Kind aber Requisiten zu einem expliziten Standpunktwechsel erhielt, konnte es problemlos von anderen Perspektiven her agieren. Welchen Anteil hatten die jeweiligen Zugänge auf die nachfolgenden Ergebnisse? Meine Experimente und ihre Ergebnisse waren nicht geeignet, mir Vertrauen in wissenschaftliche Aussagen per se zu vermitteln. Latentes Misstrauen gegenüber Behauptungen universeller Gesetzmäßigkeiten bezüglich menschlichen Denkens und Verhaltens ließen mich eigen-sinnig vorgehen, zunächst im Promotionsvorhaben, später in der Langzeitstudie.

Brachte das nicht massive Probleme?

Doch! Die Eigen-Sinnigkeit führte bei der Promotion erst einmal zu einem Eklat. Drei der fünf Gutachter bewerteten die Dissertation mit Summa, die anderen beiden wollten sie auf keinen Fall als Dissertation annehmen. Meine Untersuchung zu den Möglichkeiten, durch Unterricht die Beziehung zwischen

Menschen mit und solchen ohne Behinderung im Sinne eines partnerschaftlichen Miteinanders zu beeinflussen, begann mit einem quantitativen Design hinsichtlich der Einstellungserhebungen. Es zeigte sich dann, dass mittels Befragungsbögen die komplexen Prozesse nicht angemessen erfasst werden konnten. An den Phänomenen orientierte Beschreibungen waren notwendig. Solch ein Forschungsdesign passte aber nicht zum herrschenden Paradigma und wurde deshalb erst einmal vom Promotionsausschuss abgelehnt. Vierzehn Tage vor dem festgesetzten Termin wurde das Rigorosum auf unbestimmte Zeit vertagt mit der Auflage, ich müsse das Vorgehen noch einmal theoretisch begründen. – Dies war ein existenzieller Tiefschlag: Gerade hatte ich das alte Haus gekauft, in dem wir seit 1974 wohnten. Alle fünf Kinder waren in der Ausbildung. Meine Arbeitsstelle in Hannover war ausgelaufen, die zugesagte Assistentenstelle an der Uni Oldenburg konnte ohne Rigorosum nicht angetreten werden. Und da ich die Dissertation überarbeiten musste, war auch kein Lehrerdasein möglich. Also musste eine monatelange Durststrecke völliger Einkommenslosigkeit durchgestanden werden nur auf die Hoffnung hin, dass die Kräfte zu einer die Promotionskommission zufriedenstellenden Überarbeitung reichen würden. – Auch in dieser Situation gab es wieder viel unerwartete Unterstützung: Freund/innen boten zinsloses Geld an, andere standen mir mit Ermutigung und Rat bei der Überarbeitung zur Seite; ich war geschunden und doch irgendwie geborgen.

Wo siehst du Spuren deiner Prägungen in deiner Hochschullehrtätigkeit?

Eigentlich überall, angefangen bei den Kreativverfahren mit Altmaterialien. Die Miniatur spiegelt, wie stark mein Forschungsansatz biographisch bedingt ist. Aber die Prägungen schlagen auch in den Akzentsetzungen der Lehre durch:

Das erste Praktikum der Lehramtsausbildung wurde gleich zum Härtetest. Der Schulleiter eröffnete mir beim Ankommen, mehrere Lehrkräfte seien für Wochen ausgefallen. Er habe aus den drei Zügen der Klasse 2 nun zwei Klassen (von je 45 Kindern) gebildet und erwarte, dass ich eine dieser Klassen für die nächsten 6 Wochen selbstständig führe. Von den 45 Zweitklässlern waren 19 Wiederholer: das Einzugsgebiet dieser Schule war ein sozialer Brennpunkt. Theoriekenntnisse halfen mir hier nicht weiter. Hätte ich nicht auf die in der Jugendarbeit erworbenen Kompetenzen zurückgreifen können, wäre ich untergegangen. Mir wurde dadurch klar: Die Hochschule muss mit dem Wissen auch Können vermitteln, d.h. Theoriekenntnisse und praktische Kompetenzen in Verzahnung anbahnen. Wer nur etwas weiß, kann noch längst nicht handeln. Er ist ein Kopf mit Stummelchen statt Händen. Tolle Konzepte von schüleraktivierenden Verfahren usw. trug man uns vor – frontal! Seminare liefen regelmäßig so ab, dass Studierende etwas referierten und man dies diskutierte. Das brachte nichts außer Begriffswissen. Meine Konsequenz, die ich als Lehrende umsetzte:

Pädagogische Konzepte müssen an der Hochschule im übenden Vollzug angeeignet werden, sonst sind sie nutz- und wirkungslos. Denn unter dem Handlungsdruck der Praxis greift man nur auf selbst erfahrene Handlungsmodelle zurück. Hochschulseminare müssen deshalb modellhaft realisieren, was die Studierenden später im Unterricht praktizieren sollen. Durch die Reflexion der praktischen Erprobung auf der Metaebene werden die komplexen Wirkungen einzelner Faktoren des Lernarrangements sichtbar, auch z.B. unterschiedliche Lernertypen. Das Arrangement auf der ‚Seminarbühne‘ kann auch hinsichtlich der Adaption für andere Adressaten reflektiert werden. – Im Interesse dieses breiteren teilnehmerzentrierten Ansatzes zur Anbahnung didaktischer Kompetenz durchlief ich ergänzende Ausbildungen im Bibliodrama und meditativen Tanz.

Hochschullehrende der verschiedenen Fächer sind bezüglich ihrer Lehraufgaben meistens Ungelernte. Dürfen sich Universitäten das leisten angesichts der Tatsache, dass die Kommunikation von Inhalten in fast allen Berufen heute eine zentrale Rolle spielt? Auch hier muss von Kompetenzen statt von Theoriewissen her gedacht werden. Als Prorektorin für Studium und Lehre entwickelte ich deshalb Fortbildungsangebote und gestufte Ausbildungsgänge zur hochschuldidaktischen Qualifikation.

Durch die Lebenskrise war die Chance einer psychoanalytischen Aufarbeitung der eigenen Biographie gegeben: Die Verkettung von Glaubensvorstellungen, Rollenzuschreibungen, eigenen Antrieben und Verhaltensweisen war bewusst geworden. Dies hat hinsichtlich der Lehre dem Faktor Selbstaufklärung und Persönlichkeitsentwicklung großes Gewicht gegeben. Gerade bezüglich der Verwobenheit der eigenen Geschlechtsrolle in die komplexe Familiengeschichte wie in den ganz ‚normalen‘ Sexismus der Gesellschaft mit ihren ‚Ungleichzeitigkeiten‘ waren mir ‚Lichter‘ aufgegangen: Selbstverständlich habe ich Studierende vom ersten Semester an zu sensibilisieren versucht für den Genderaspekt. Biographisch mitbedingt ist sicher auch, dass ich für Lehramtsstudierende als Pflichtveranstaltung ‚Seelsorge‘ in der Studienordnung verankerte.

Gibt es so etwas wie ein Grundmotto für dein Leben?

In meiner Konfirmationsbibel findet sich hinten ein handschriftlicher Eintrag: „Wer gerufen wird und versagt, wer das in seiner Jugend Geschworene verwirft, wer die Glut seiner Seele wandelt in die nichtssagende Sanftheit hausbackener Gleichgültigkeit, wer nicht mehr wahrhaben will, was ihm als Ziel vor der Seele gestanden hat, der wird gewogen und zu leicht befunden.“ Aus welchem Anlass ich das vor 55 Jahren in die Bibel schrieb, weiß ich nicht mehr. Aber das Wort trifft in etwa ein Motto.

Leitend war auch die Bemerkung, mit der sich nach der Abiturfeier ein Referendar von uns verabschiedete: „Sie gehen morgen in die Universität, ins

Leben. Aber ich werde morgen wieder in Kl. 6 gehen und dort wieder das Gleichnis vom guten Hirten erzählen.“ Da machte es ‚Klick‘ innen; ich sagte mir: „Nie im Leben möchte ich das Gefühl haben, dass meine Zukunft hinter mir liegt!“

Leitend ist vor allem: Das Leben mutete mir zwar Brüche und Durststrecken zu, schenkte aber auch ungeheuer viel an Bewahrung, an Kräften, an lohnenden Begegnungen: Jede Menge ‚Engel‘ haben mich begleitet. Zu ‚Danke-Geschichten‘ aus meinem Leben, die einer der Enkel öfter erbittet, findet sich reichlicher Stoff. Letztlich bildet so das Bedürfnis, von den Geschenken etwas an andere weiterzugeben den Motor, sich weiter in die Gestaltung der Welt konstruktiv einzubringen, insbesondere in die Begleitung von Kindern.

Auswahlbibliographie

Partnerschaftliches Verhalten von Behinderten und Nichtbehinderten. Möglichkeiten und Grenzen in Schule und Kirche zu seiner Anbahnung, Erprobung und Einübung. Münster 1991.

Wege entstehen beim Gehen – Konzept und Umsetzung der „Tage der Lehre“ in Rostock. In: SZAGUN, A.-K. (Hrsg.): Forum Hochschuldidaktik. Bd. 1. Rostock – Wege entstehen im Gehen. Münster 2001, S. 9–58.

Dem Sprachlosen Sprache verleihen. Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen. Reihe: KET Bd. 1. Jena 2006.

Religiöse Heimaten. Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen. Reihe: KET Bd. 2. Jena 2008.